

XXV. Jahrgang
Nr. 6

7. Oktober
1912



VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion:

Paul Walter, Chef-Red. — M. Sauser, Sub-Red. I. — Fritz Egger, Sub-Red. II.
Cand. jur. Hugo Meyer, Vertreter der „Alt-Wengia“

Abonnementspreis: Fr. 1. 50 per Semester.
Für die Mitglieder der „Alt-Wengia“ gratis.

□ □ □ □ Erscheint jeden Monat □ □ □ □

Der neue Schreiber.

Lieber Leser!

Wie gewohnt hat die Stube des Chefredaktors anderen Besuch erhalten, der nun den Winter über seinen Leuten in allen Gauen und Erdteilen vom Schaffen der Aktiven und vom Leben in unserer Residenz berichten soll.

Die alten Klagen und Bitten meiner Vorgänger wiederhole ich nicht.

Meine Arbeit übernehme ich mit dem Gefühle, dass überstandene Mühen und Anstrengungen Freude und Genugtuung bereiten.

Wenn ich hoffen darf, dass unser liebes Blättchen von allen Lesern sehnlich erwartet und gerne gelesen wird, so soll es mir eine Freude und Ehre sein, dessen Leiter zu heissen.

Dass der „Wengianer“ ein Band zwischen Jungen und Alten ist, ist schon oft gesagt worden. Das kann er nur sein, wenn Ihr, die Ihr nicht mehr aus der Nähe die Arbeit der Aktiven übersehen könnt, jene aus dem Inhalte des „Wengianers“ zu schöpfen vermögen. So wird

er wie bis anhin aus den Sitzungen berichten und von frohen Stunden wird Euch aus dem Kreis der Füchse mancher in Vers und Prosa zu erzählen wissen.

Da ich der Beiträge meiner jüngern Vereinsgenossen, die sich in dieser Hinsicht den Sommer über schon bewährt haben, gewiss bin, kann ich zuversichtlich versprechen, dass sich die folgenden „Wengianer“ des XXV. Jahrganges den schon erschienenen würdig an die Seite stellen dürfen.

Dies ist der Gruss der Redaktion.

Der Chef-Redaktor:

Paul Walter v/o Hirsch (XXX) XX.

Balsthal, im September 1912.

∞ ∞ ∞

Aus der Chronik derer von Wengi.

Dichtung und Wahrheit.

Eifrig hantierten schon die Malergesellen der Natur mit mächtigen Farbtöpfen von Gelb und Rot und Braun, um dem Herbst, dessen alljährlicher Besuch bevorstand, seinen Aufenthalt nach Kräften angenehm zu gestalten. Aber gerade das bunte Farbenspiel, gegenüber der kraftvollen Einheit des sommerlichen Grüns, verlieh der Landschaft das Gepräge des Vergänglichen. Ein kühles Lüftchen strich noch obendrein flüsternd durch die gefleckten Wipfel der Bäume. Es war so recht ein Tag der Erinnerung.

Ein matter Sonnenstrahl stahl sich neugierig zwischen den Kapuzinerblumen und Geranien des vergitterten Logenfensters in eine heimelige Biedermeisterstube. Dort spielte er mit dem Barte eines Studenten, glitt bisweilen über dessen „Vatermörder“ zum langen Flaus hinunter, um sich das farbige Tüchlein zu besehen, sprang dann wieder zu den beiden Zipfeln der geblühten Weste oder vergoldete den Rauch, welcher dem Feuerschlund der mächtigen Pfeife entstieg. Unbekümmert um den frechen Eindringling suchte aber Martin, der Studiosus, in der weitgeöffneten Schublade der harthölzernen Kommode

weiter. Ein unscheinbares Stück Papier brachte seine Geschäftigkeit zur Ruhe. Er reckte sich in die Höhe, wofür sich seine Stiefel mit einem Aechzen bedankten. Jetzt besah er sich entdeckungshungrig den vergilbten Fetzen, den er in seiner Hand hielt. Froh, wie er war, schlich schleunigst der Sonnenstrahl heran, um sich das Wunder zu besehen und postierte sich protzend auf der Ueberschrift, die da lautete: „Aus der Chronik derer von Wengi“. Martin hatte zwar nicht gefunden was er gesucht hatte. Dafür aber etwas, das ihm ebenso lieb war; Aufzeichnungen seines Vaters aus der Studentenzeit. Freude und Dank an die Stätten froher Erinnerungen hatten ihm die Feder in die Hand gedrückt. Vielleicht wollte er auch mit seinen Glossen der solothurnischen Wirtschaftsgeschichte einen Beitrag stiften. Martin kümmernte sich jedoch nicht um diese eitle Frage, sondern las freudig bewegt:

Motto: Was soll aus der Welt denn noch werden, wenn keiner mehr saufen will.

Lebenslustige und dennoch arbeitsfreudige Naturen verstanden immer Arbeit und Lustbarkeit glücklich mit einander zu vermischen. Auch wenn etwa eine höhere Schule ihr Pfortlein öffnet, stellen sich solche Lebenskünstler ein. Wie schmerzt das den Rektor, dass er ihnen nicht Einhalt gebieten kann. Er würde sich ja nur die Hände verbrennen; denn sie tun ihre Pflicht ja gleichwohl. Warum sollte es denn den Wissensdurstigen, die hochbepackt mit den Büchern zur Schule wandern, nicht vergönnt sein, nach sauern Wochen ein wenig der Gemütlichkeit zu leben? Und wie es eben geht, Gleich und Gleich gesellt sich gern; man findet sich zusammen, um einmütig für die gemeinsamen Ideale zu kämpfen. Eines Tages des Jahres 84 durchzogen Jünglinge mit grünen Mützen die ehrwürdigen Gassen der Wengistadt und taten schon durch ihr äusseres Zeichen ihre Absicht kund. Es waren die Wengianer, die Vaterland, Freundschaft und Wissenschaft auf ihr Banner geschrieben hatten. Es wird daher den Leser dieser Zeilen sonderbar anmuten, wenn ich als Wengianer, der doch der Wissenschaft dienen will, die Absicht habe, hier in diesem Dokument die Stätten froher Erinnerungen, unsere Stamm-

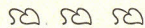
kneipen, dem Andenken späterer Generationen überliefern zu wollen. Die Wengianer gehören eben auch zu jenen Lebenskünstlern, die Arbeit mit Gemütlichkeit zu reimen wissen. Wer nach harter Arbeit in der Sitzung sich in der Kneipe einfindet, der weiss diese Stätten wie ein Heiligtum zu schätzen. Die Becher kreisen, jugendfrohe Lieder erschallen, Sorgen schleichen weg wie Diebe, es findet sich das Herz zum Herzen. Freundesbünde fürs ganze Leben vermag der edle Gerstensaft zu schliessen und wie ein Jungbrunnen dem Greise jugendliches Feuer zu verleihen. So mag man denn mein Unternehmen entschuldigen, wenn ich jetzt nach 8 Jahren es unternehme, unsere Stammkneipen zu vermerken, damit die Kindes- kinder noch wissen, wo wir der Jugendlust gelebt.

In den ersten Jahren waren die Wengianer ein feuchtes Nomadenvölklein, nirgends war es ihnen wohl; sie zogen von einem Heim ins andere. Für Studenten ist es nämlich gar nicht leicht, eine anständige Wirtschaft zu finden, da der Becher der Jugendlust oft überschäumt. So zog denn die grüne Schar aus dem „Kreuz“, wo man sich die Hände zum Bunde reichte und sich zum frohen Stelldichein eingefunden hatte, hinaus in die Wirtschaft Schneider (31. Mai 1885). Man hielt es jedoch dort nicht lange aus, sondern kehrte noch im gleichen Jahre (28. November) ins alte traute Heim zurück. Noch waren nicht einmal 3 Jahre verflossen, als man die sieben Sachen wieder zusammenpackte und im Hotel Bargetzi an der Bahnhofstrasse Quartier bezog (18. Oktober 1888). Leider war die Freude nur kurz; denn schon nach einem halben Jahr (23. Februar 1889) war man gezwungen, die heimatlichen Gemächer zu verlassen, und man siedelte sich an der Judengasse an, in der Brasserie Chicherio, genannt „Chic“. Grössere Trinkfeste, wie die Samstagkneipen, fanden jedoch auf dem Friedhofplatz statt in der Wirtschaft Adler-Gassmann, wohin man schliesslich (25. April 1891) den ganzen Betrieb verlegte. Nach einem kurzen Abstecher in den „Rosengarten“ (9. Januar 92) sehnte man sich in die strategisch so günstig gelegene Judengasse zurück und bezog dann am 6. Oktober 1892 eine heimelige Bude in der „Salmenstube“, der Nachbarin des alten „Chic“, auf die dann dieser ehrenwerte Name über-

ging. Hoffentlich hat jetzt die Wengia ihre achtjährige Bierreise beendet und siedelt sich für immer als zivilisierte Biergemeinde am idyllischen Gässchen an.

Hier hörte das Geschreibsel plötzlich auf. Martin hielt aber das Pergament noch immer lesbereit in seinen Händen. Seine Augen aber ruhten auf dem Kalender, der den 6. Oktober des Jahres 1912 verkündigte. „1892 bis 1912“ summte träumerisch Martin. „Volle zwanzig Jahre hausen also jetzt die Grünbemützten im „Chic“? Zwanzig Jahre,“ rief er laut, indem er von seinem Stuhle aufsprang. „Herjeh, Herr Martin, was gibt's,“ kreischte die Magd, die soeben die Lampe hereintrug, und sie vor Schrecken beinahe fallen liess. Martin hatte nicht gemerkt, wie der Tag der Nacht gewichen war, die hurtig heranschlich. Erst beim Schimmer der Lampe erwachte er aus seinem Träumen. „Zwanzig Jahre,“ murmelte er noch immer, als er sich die schlaftrunkenen Augen rieb und darüber nachdachte, wie wunderbar des Alten Wunsch in Erfüllung gegangen war. „Zwanzig Jahre“

M. Sausser v/o Asmus.



„Ein Tag aus dem Bauernleben“.

Vielleicht wird es manchem Leser in den Sinn kommen, dass er diesen Titel auch schon gelesen hat. Fürwahr! Unser solothurnische Dichter Joseph Joachim hat uns unter diesem Titel ein Buch köstlicher Dorfgeschichten hinterlassen. Joachim lebte in Kestenholz und vermochte in dem kleinen Dörfchen, in dem es an „hinterhebigen“ und altväterischen Leuten noch nicht fehlt, die Seele des Bauern, sein Denken und einfaches Urteilen zu erkennen.

So wanderte ich denn an einem sonnigen Sonntag über die Berge zur Limmern hin, um mich dort an Arbeit und dem Leben im Freien zu erfreuen. Mein Weg führte mich über den Brunnersberg und die hohe Winde ins Beinwilertal. Dort nahm mich bald das heimelige Bogental auf und ich lenkte meinen Schritt gegen den Vogelberg hin. Erst am späten Nachmittag erreichte ich den mir längst bekannten Limmernhof. Da ich durch Ver-

wandtschaft noch etwas mit jenem dreieckigen Land verwoben bin, scheint es fast selbstverständlich, dass noch etwas Limmernblut in mir ist.

Das Wetter war lange schlecht und so musste ich heute im Sonnenschein eingreifen, das Emd, das am Tage zuvor gemäht worden war, aufzuladen und einzuführen.

Wohl mancher von uns hat das Bauernleben noch nie aus der Nähe betrachtet und daher möchte ich gerne ein wenig davon erzählen.

Ueber den Balsthaler Roggen hin sehe ich weit ins Mittelland hinaus bis an die Alpen, die sich im allerletzten Abendglanz zeigen. Die Dörfer des Gäu blicken sehnsüchtig gegen die Juraberge hin und weinen, dass sie von ihrer weiten Ebene nirgends hin Ausschau halten können. Die Tochter des Hauses, eine Riesin an Länge, hat mir mein Zimmer gezeigt, das sie für meinen Ferienaufenthalt besonders sorgfältig ausgeschmückt haben. Auf einer Kommode steht unter einer gläsernen Glocke die heilige Familie und das Hauskreuz, das früher bei keiner Aussteuer fehlte, hängt über meinem Bette. So sei ich wohl verwahrt. Der Vollmond schreitet vom Helfenbergkopf gegen den Hauberg zu und zeigt mir die Silhouette der zwei mächtigen Lindenbäume am Horizont. Sein Schein und das Geläute der Glocken heissen mich noch eine Weile auf das Fenstersims sitzen und dem Zauber ins Angesicht schauen. Die Herdenglocken! Die Kühe konnten wegen dem Regen und Wind einige Tage nicht im Freien übernachten und geniessen jetzt die Freiheit doppelt, was sie durch tolle Sprünge über manche Hügel hinunter kund tun. Doch muss ich schleunigst zum Schlafen gehen, denn morgen wird ein schwerer Tag werden. Durch die Blätter des Birnbaumes vor meinem Fenster zieht rauschend der Abendwind und verheisst gutes Wetter. Ein Uhu lässt aus dem Tal sein schrilles Schreien heraufsteigen. Wäre hier einer abergläubisch, so könnte er sich sicherlich fürchten. Ich schlafe bald.

*

*

*

Eine Türe wird polternd zugeschlagen. Der Sohn des Hauses hat eben geruht sich dem Pfühl zu entziehen und den ganzen Hausstand zu wecken. Natürlich hatte

ich mir am Abend die Aufstehzeit festsetzen lassen. Sie glaubten alle, dass ich wohl besonders serviert sein wollte. Doch gelüstete es mich besonders, ins eigentliche Getriebe, in Haus und Stall hineinsehen zu können.

Gegen halb sieben Uhr sind die Kühe gemolken, die auf Rufe, von der Weide in den Stall gekommen waren. Eben wird das „Käskessi“ vom Feuer gedreht und der hölzerne Arm, der es trägt, ächzt in seinen Grundfesten ob der schweren Last; ich erwache. Das schwächling fließende Wasser neben der Scheune oder in der Küche lässt mich den köstlichsten Moment des Tages geniessen. Das Morgenessen steht lustig dampfend auf dem Küchentisch, die letzten Kühe verlassen den Stall, um bis am Abend auf der Weide zu bleiben. Nun ruft die Hausmutter aus der „Käskuchi“ zum Essen und mit schleppendem Holzschuh, sich das Zeichen der Landwirtschaft, das man hier oben nicht scheuen lernt, von den Füßen streifend, treten die halb angezogenen Gestalten durch den Rauch und Dampf, unter dem schwarzen Rauchfang hin, durch die Türe an den Tisch. Das Tischgebet fehlt nie. Am Tische wird über Geschäfte gesprochen und über die und jene Kuh, die nicht richtig gewachsen ist für ihr Alter. Gegen den Herbst wird auch der Käsehändler erwartet, der alle Käse der ganzen Umgebung zusammenkauft. Auf diesem Hof werden jeden Sommer 120—140 Laibe Käse hergestellt, was einen bedeutenden Ertrag in des Bauern Geldsäckel gibt. Nach dem Essen wird auch für mich die Arbeit beginnen. Mit der Sense auf der Schulter und dem Wetzstein gehen unser drei auf die nahe Matte ob dem Haus. Flott dicht steht das Gras, dank der stets feuchten Witterung. Die Sonne vermag den Tau nur langsam zu verdunsten und deshalb saust die Sense mit geringer Anstrengung durch das saftige Grün und die Schwaden liegen wie andere Jahre im Heuet. Die ersten paar Stunden vermag ich wohl gut aufgeschlossen nachzumähen, aber bald steigt mir die Müdigkeit in Rücken und Beine und ich halte mich sachte hintenan.

Auf den Bergen wird hart gearbeitet und daher muss auch gegessen werden. Um halb zehn Uhr kommt der Ackerbube mit Korb und Milchkessel, in dem sich die

Sonne spiegelt und uns nebenbei guten Appetit wünscht. Im Schatten eines Obstbaumes oder auch Angesichts der Sonne lagern wir uns, bis jemand der Anwesenden das Zeichen zum Wiederbeginn der Arbeit gibt.

Vom nahen Dorfe, in dem Pfarrer Mäder nun seinen Abschied feiern wird, tönt die Mittagsglocke herauf und mahnt uns zum Abbruch. Der Duft des frisch geschnittenen Grasses verbreitet sich angenehm über die weite Fläche. Fast glaubst du den Dunst des Tauess aufsteigen zu sehen. Dies regt unsere Esslust an und als dazu noch der Ruf vom Küchenfenster tönt, hält es uns nicht mehr länger, und der Sohn des Hauses nimmt die Sense auf die Achsel und wandert heimwärts. Die Hausfrau hat frisch gebacken und die niedelige Milch und der Apfelkuchen werden trefflich munden.

Was wartet wohl meiner für den Nachmittag?

(Schluss wird folgen.)

Paul Walter v/o Hirsch.

sa sa sa

Verbesserungen?

Was, Verbesserungen?, werden vielleicht einige mit einem mitleidigen Lächeln spotten, wenn sie die Ueberschrift lesen. Hirngespinnste eines Idealisten, werden vielleicht andere behaupten. Nun gut, mag die Kritik ausfallen, wie sie will, ich schrieb diese Glossen im Sinne eines treuen Wengianers, der glaubte, seinen Kommilitonen damit einen Dienst erweisen zu können. Uebrigens kann ich den Kritici entgegenhalten, dass nichts so vollkommen ist, dass es nicht noch besser gemacht werden könnte. Meine Vorschläge erheben überhaupt nicht den Anspruch, wirkliche Verbesserungen zu sein, sondern sie wollen nur als Anregungen gelesen und geprüft sein. Vielleicht fallen sie dann hier und dort in einem Wengianerherzen auf dankbaren Boden und schlagen Wurzeln; dann hätten diese Zeilen ihre Pflicht übergenuß erfüllt.

Wohlgefügt steht unser Bau da; stolz regt er in die Lüfte und es ist daher gewiss Pflicht der glücklichen Bewohner, ihn auch immer zu einer heimeligen Stätte auszubauen, damit der äussere Schein mit der Wirklich-

keit übereinstimmt. Während den achtundzwanzig Jahren gab es denn auch immer solche Raumkünstler, die irgend einen verborgenen Winkel im weiten Heim traulich einzurichten verstanden. Aber noch immer starren uns hier und dort, sei es auch nur in der Mansarde oben, die unfreundlichen, nackten Wände entgegen, die des Tapezierers harren. Da gibt's noch Arbeit genug zu leisten. Nun denn zur Sache.

In einer rechten Sitzung fühlt sich gewiss jeder echte Wengianer am behaglichsten. Zuversichtlich darf ich denn auch behaupten, dass sich während des verflossenen Semesters in den Samstagsstunden, die der Arbeit gewidmet waren, wohl keiner langweilte; da gab es zuviel interessante Dinge. Wenn man aber den Semesterbericht durchstöbert, so fällt gewiss dem einen oder andern auf, dass so wenige aktuelle Gegenstände zu Vorträgen oder Diskussionen verarbeitet wurden. Ich weiss nicht warum; denn an Stoff hätte es wirklich nicht gefehlt. Wenn man sich mit solchen zeitgemässen Themata fassen würde, so könnte jeder Wengianer daraus nicht nur grossen Nutzen ziehen, sondern er bekäme auch Lust, sich einen bessern Einblick in das Getriebe der Gegenwart zu verschaffen. Er würde fleissiger die Zeitung studieren und wäre so immer auf dem Laufenden. Er begegnete dabei vielen interessanten Fragen, die sein Gehirn beschäftigen würden und um die er sich früher nie gekümmert hat. So würde er sich nach und nach einen gewissen Scharfblick aneignen, der ihm später gewiss recht zu statten käme. Er wäre nicht einer von jenen, die am Biertisch nichtssagende, politische Gespräche führen und sich berufen fühlen, an allem zu nörgeln und es besser machen zu wollen, ohne sich mit der Sache vorher überhaupt beschäftigt zu haben. Er könnte vielmehr, wohlbekannt mit dem Lauf der Dinge und versehen mit dem nötigen Scharfblick, im spätern Leben wohlgenut die politische Bahn betreten. So könnte man gemeinsam den Devisen Wissenschaft und Vaterland gerecht werden, oder wie es in den Statuten so schön heisst, „die Jünglinge befähigen, einst als würdige Söhne dem Vaterland an die Seite zu treten, um sein Wohl und seine Unabhängigkeit nicht nur zu erhalten, sondern auch zu fördern.“

Noch fruchtbringender wäre das Unternehmen, wenn unsere A. H. A. H., die politisch geschult und erfahren sind, uns dabei an die Hand gingen, uns aufklärten und mit weiser Schere zurückschnitten, wenn etwa der jugendliche Idealismus zu arg in die Schosse triebe. Hand in Hand damit würde noch etwas anderes erreicht; die Alten würden den Jungen nähergebracht und fester schlänge sich das Band, das die Alt-Wengia mit den Aktiven verbindet. Werte A. H. A. H., wir wüssten euer Mitwirken gewiss zu schätzen, und ihr hättet dabei die Befriedigung, nicht nur der Wengia, sondern auch dem Vaterland und der Partei einen Dienst erwiesen zu haben.

Dann liegt mir noch etwas auf dem Herzen, worüber ich gerne die Ansicht der alten Häuser einholen möchte. Wie würden sie sich zur Frage stellen, jeweils das Septemberheft des „Wengianers“ als Spezialnummer mit dem Titel „Ferien“ zu veröffentlichen? Das gäbe eine schöne Sammlung von Ferientagebüchern, die man auch später immer wieder mit neuer Freude durchblättert. Alte Erlebnisse würden dabei aufgefrischt und in Gedanken kostete man all die Freuden wieder durch, die man damals empfunden. Auch der Unbeteiligte würde gewiss nicht ungern von jenen fröhlichen Wanderfahrten hören; köstliche Jugenderinnerungen würden wieder aufleben in ihm und er freute sich mit den Fröhlichen. Vielleicht würde einigen um den Stoff für eine solche Nummer bange sein; daran würde es gewiss nicht fehlen. Die Wengianer sind nämlich ein wanderlustiges Völklein. In Scharen von dreien oder vieren schnallen sie die Rucksäcke auf, um sich die schönsten Gegenden unseres Vaterlandes zu besehen. Luxus wird dabei keiner getrieben; man übernachtet auf Heustöcken und bereitet sich das Essen selber. Besonders diese Ferien war die Zahl der wanderfrohen Wengianer gross, aus Trotz gegenüber dem Rektorat? Eines schönen Morgens des vergangenen Semesters wurde nämlich ein Wengianer aufs Rektorat zitiert, wo ihm folgende erbauliche Erklärung gemacht wurde: In der Wengia und im Wandervogel kann man nicht zugleich sein. (Der Wandervogel ist ein Bund für abstinente Jugendwanderungen, doch wird immer eine Flasche Alkohol mitgeschleppt, aber nur für Krankheits-

fälle oder zur Stärkung, wenn einer nicht mehr weiter kann. Was glauben sie denn eigentlich, wozu gewöhnliche Sterbliche Schnaps mitnehmen?) Die Wengianer sind schon genug in Anspruch genommen. Wohl kann man aber zugleich in der „Patria“ (Abstinentenverein an der Kantonsschule) und im Wandervogel sein.“ Einen Kommentar braucht es zu einer solchen einseitigen Erklärung, die der Ausfluss von Hass und Neid gegenüber dem Studentenwesen ist, wohl nicht. Nur allzu deutlich spiegelt sich hier die Absicht eines gewissen Herrn, die Studentenverbindungen unmöglich zu machen und die Abstinenten zur einzigen farbentragenden Verbindung zu proklamieren, was nicht mehr lange dauern werde, wie mir der jetzige Abstinenthäuptling versicherte. Möglich wär es ja schon, wenn man für die Abstinenten solche Ausnahms- und Vorzugsgesetze schafft. Die Hauptsache zu diesem gewiss ungerechten Vorgehen war wohl die Tatsache, dass die Nichtabstinenten im „Wandervogel“ die Mehrheit hatten und die Wengianer sogar die ersten Aemter innehielten, während die Patrianer, die Pflegekinder des Rektorats, etwas in den Hintergrund gestellt wurden. Durch das oben erwähnte Dekret des „unparteiischen“ Rektorats wurden dann die Nichtabstinenten zum Austritt veranlasst, so dass der Wandervogel jetzt ganz in den Händen der Abstinenten liegt, was sie natürlich marktschreierisch als Reklame beim Keilen ausbeuten und nicht schlecht damit fahren. Charakteristisch ist nur die Tatsache, dass sie nicht einmal Leute haben, um ihre Aemter zu versehen, sondern den frühern Akteur, auch einen Wengianer, angingen, er möchte sein Amt auch fernerhin behalten (natürlich nur im Geheimen). Hoffentlich schlägt er aber ein solches Anerbieten ab, schon aus „Freundschaft“ und Ehrlichkeit gegenüber dem Rektorat. Die Patrianer haben jetzt erreicht, was sie gewollt, und sollen selber nun drauflos wirtschaften. Wir liessen uns jedoch durch diese Verfügung von oben nicht im geringsten ins Bockshorn jagen. Warum sollen wir, die wir doch die Leiter des frühern Wandervogels gewesen waren, nicht auch selber solche Wanderfahrten organisieren können? Die Tat hat unsere Annahme bestätigt. Nicht teurere, vielleicht noch schönere Wander-

fahrten, ohne Rekordhascherei und nicht zuletzt in angenehmer Gesellschaft von Freunden, was man beim Wandervogel nicht immer behaupten konnte, haben die Wengianer während diesen Ferien unternommen. Nach meiner Meinung könnte man diese Wanderungen noch fruchtbringender gestalten, wenn man jährlich einen Teil des Anschaffungsfonds, der ja, wie die Zahlen zeigen, ziemlich gross ist, für Anschaffung von Karten (am besten die des Siegfriedatlasses) verwendete. Diese Karten würden dann gratis oder um ein geringes Entgelt, dessen Norm noch festzusetzen wäre, den Wengianern bei ihren Unternehmungen ausgeliehen. Eine angenehme Ergänzung dazu würden dann die Spezialnummern sein, indem sie die Wengianer bei der Ausarbeitung ihrer Reisepläne darauf aufmerksam machten, wo schöne Gegenden locken und wo man gut und billig leben kann; sie wären für sie gleichsam der Bäderführer, Ausgabe für Studenten.

Hoffentlich wird das Rektorat bald einsehen, wie wenig seine doch so schlaue ausgeheckten Pläne uns schaden konnten, denn es wird sich wohl nicht erkühnen vorzuschreiben, was man in den Ferien treiben dürfe. Ausgeschlossen ist es zwar nicht; denn dass das Rektorat sogar in rein private Angelegenheiten hineinregieren will, zeigt nur allzudeutlich der Erlass, worin man den Eltern vorschreibt, wann ihre Kinder den Tanzkurs besuchen dürfen. Unmöglich und doch wahr. Leider muss ich hier noch eine zweite Klage anführen. Das Vereinswesen ist ja bekanntlich für das Rektorat ein Gift für die Kantonsschule, das mit allen Mitteln, sei es auch unberechtigten, bekämpft werden muss, nach dem jesuitischen Grundsatz, der Zweck heiligt das Mittel. Leider ist ihnen das Vereinsregulativ, das mit so wenig Scharfblick abgefasst wurde, dabei noch behilflich, indem es nicht genau begrenzt, wo das Recht der Rektorskommission resp. des Rektorats aufhört und das des Regierungsrates beginnt; was die erste Partei schlaue zu ihren Gunsten auszunutzen weiss; die andere Partei sagt dann gewöhnlich Amen zur ganzen Geschichte. Schon 1909 brach deswegen zwischen den Vereinen und dem Rektorat ein Streit aus, weil das letztere Schüler veranlasste, wegen ihren Fleissnoten aus dem Vereine auszutreten und zwar

einen Monat, wer in den Zensuren zwei zweite Fleissnoten und *zwei* Monate, wer deren drei aufwies. Der Wortlaut des Vereinsregulatives gab der Rektoratskommission das Recht zu dieser Bestimmung nicht, wohl aber eine freiere Interpretation des § 8. Der Rekurs, den die Alt-Wengia gemeinsam mit der Ruppigonia eingereicht hatte, wurde damals im Sinne der Erwägungen abgewiesen. Herr Dr. Bloch schrieb damals im „Wengianer“ (1910 Nr. 9):

„Eine halbe Niederlage und ein halber Sieg! Art. 8 ist zu eng. Er gibt der Rektoratskommission das Recht nicht, einen Schüler wegen schlechten Fleissnoten an die Luft zu setzen. Allein Art. 3 verbietet einem faulen Schüler den Eintritt — warum soll er ihm nicht auch das Verweilen untersagen? Freilich wird die Roktoratskommission ihren Beschluss in freier Weise auslegen und anwenden und die Fleissnoten nicht als einziges Kriterium für die Ausschliessung gelten lassen.“ Ueber diese letzte Verfügung fühlte sich die Rektoratskommission erhaben. Wer einfach seit dem letzten Semester in den Zensuren zwei zweite Fleissnoten aufweist, muss jetzt nicht nur *einen* Monat, sondern mir nichts, dir nichts *drei* Monate aus dem Verein austreten. Ich glaube, es wäre nun an der Zeit, gemeinsam mit den andern Vereinen (ausgenommen Patria und Wandervogel, die ja bei solchen Bestimmungen immer ausgenommen sind) die Rektoratskommission auf eine höfliche Art und Weise an die Bestimmungen des Regierungsrates vom Jahre 1909 zu erinnern und aufmerksam zu machen, dass auch jetzt noch der Regierungsrat über der Rektoratskommission steht, was man so oft zu vergessen scheint. Dixi.

M. Sauser v/o Asmus.

sa sa sa

Frühmorgen.

Am Fenster sitzt ein Vögelein
Hell jubelnd in lauter Wonnen.
Vermisst es doch den Sonnenschein,
Geht laben sich am Bronnen.

Das Wasser rauscht, das Sönnlein zeigt
 Sein silbernes Antlitz wieder,
 Mein Vöglein gen die Wolken steigt,
 Es pranget sein Gefieder.

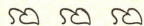
Ein altes Mütterchen erwacht,
 Schleppt müde den Schritt zum Bronnen.
 Da hat der Sänger leis und sacht
 Ihr Haupt mit Leid umspinnen.

Der Segler, zwitschernd, sagt den Tag
 Mit frischem Stolze ihr an.
 Das Frauchen denkt der schweren Plag,
 Die mit dem Morgen begann.

Leis' atmend sinnt sie über'n Plan
 Und blicket dem Sänger nach,
 Und dieser steuert hin zum Tann. —
 Sie seufzt in Weh und Ach. — —

11. Juli 1912.

Paul Walter v/o Hirsch.



Wörth an der Sauer und Fröschweiler.

Den Sommer über schien die Sonne selten über mein liebes Balsthalerndorf und schon zeigten sich am Morgen die streichenden Nebel im „Kluserloch“. Da entschloss ich mich anderswo die Sonnenstrahlen suchen zu gehen.

Der wohlbesetzte elsässische Zug bringt mich in rascher Fahrt links des Rheins Strassburg zu. Langsam schwinden in blauem Dunst die Höhen des Jura; der Vogelberg sendet seinen letzten Gruss zu mir und sein allerletzter Blick aus den Wolken trifft mich. Ich habe ihn ganz aus den Augen geben müssen, schiebe das Fenster zu und setze mich.

Hier liegt eine andere Welt vor meinen Augen! Langsam tauchen die Vogesen auf und wollen in mir Heimatgerüche hervorrufen. Fast könnten sie es, denn auch auf ihren Hängen und Felskanten haben sich an-

sehnliche Burgen festgesetzt, und sie haben wie die Schweizerischen, dem Sturm bis in unsere Zeit getrotzt. Die Hohkönigsburg scheint von ihrem Fundament aus rotem Sandstein herab mich grüssen zu wollen. Zu ihren Füßen und weiter der alten Heerstrasse entlang, dem Rhein nach liegen die Kleinstädtchen und Dörfer des Elsasses. Jedes Ortes Kirchturm leuchtet, von der Abendsonne beleuchtet, rötlich in die Ferne. Werden sich dort wohl die Bürger der einfachen Sonntagsfeier freuen und ruhig plaudernd vor den Häusern sitzen oder einen Abendgang durchs Gärtchen vor dem Tore tun? —

* * *

Noch hängen an den Denkmälern der Strasse entlang nach Wörth, links und rechts auf den Hügeln an der Sauer, die Kränze von der Siegesfeier am 6. August. Vor dem Dorfe erfreut uns an der Strasse das bronzene Nassauerdenkmal, der Fähnrich mit seinem Kleinod, der Fahne, wie er sie in kühnem Laufe aus dem dichten Schlachtenrummel in die lichtereren Reihen zu retten sucht. Aus Bronze ist das Denkmal und die Kanonenrohre der französischen Geschütze wurden dazu umgegossen. Hätte ich nur einen Franzosen hier stehen sehen können, um ihm aus seinen Zügen den Gedanken zu erraten, der ihn gefangen gehalten hätte. Wohl hätte er hier an das grenzenlose Unglück denken müssen, das über die armen Elsässergemeinden damals gefahren ist. Die elenden, verstümmelten Leichen hätten sich ihm vors Auge gedrängt und hätten ihm keine Ruhe gelassen, bis eine Träne der Andacht und Ehrfurcht aus seinem Auge getreten wäre. Nassauer, meinen Gruss dir! —

Wie ich näher an das Dorf marschiere, ziehe ich den Schlachtenplan aus meiner Tasche und auf meinen Stock gestützt orientiere ich mich genau nach dem Gelände und finde mich zurecht. Ein Grossteil der französischen Truppen ist in Fröschweiler einquartiert und hält sich fein säuberlich still. Wohl hoffen sie auf einen günstigen Angriff von oben auf das Sauertal, aber der Deutsche ist ihm überlegen und weit kampfeslustiger, hat er doch den Sieg von Weissenburg in der Tasche. Auf demselben Platz, wo während der Schlacht der deutsche Kronprinz

gestanden und seine Ordonnanzen abgeschickt haben soll, steht heute sein Denkmal, wie er hoch zu Pferd mit der rechten Hand gebietend gegen Fröschweiler hinzeigt. Kampfesluft lässt des Pferdes Schweif und Mähne flattern und seine Nüstern scheinen sich weit zu öffnen, als ob es den kommenden Sieg witterte. Die allegorischen Figuren, Nord- und Süddeutschland, reichen sich die Hand zum Bunde. Wie der sagenhafte Siegfried steht der Nordländer, in dessen Hand die Faust des Süders ruht. Hier wurde dem deutschen Volke aus dem Gehirn eines einzigen ein mächtiger Sieg zu teil. Durch die hohen Holzstangen, die heute noch die Hopfenpflanzen tragen, flüchteten sich die Franzosen bergaufwärts und fanden erst als Tote oder Verwundete, als Flüchtige oder Gefangene Ruhe auf der heissen Erde. —

Und die lieben Fröschweiler! Schon tagelang waren französische Truppen hin und her marschirt und hatten ihnen im Vorbeigehen mangels an Lebensmitteln ihr Letztes aus dem Haus gestohlen. Wer zählt das Leiden und die Tränen, die manche Mutter um ihr Kind hat unterdrücken mögen! Kamen da die Geschwister der Soldaten aus der Heimat, ihrem Bruder den letzten Proviant oder einen letzten Gruss von zu Hause zu bringen! Fort dann, wohl begraben in Heimerde, aber niemand, der ihn beweint. Ein einfaches Holzkreuz zeigt den Ort; wer weiss wo?

In wildem Taumel schreitet der Krieg weiter, westwärts der französischen Hauptstadt zu. Zwei Siege jubeln auf deutscher Seite und helfen den Mut und den Kopf hoch tragen; zwei Siege lassen die Franzosen keine Hoffnung mehr hegen und bringen sie fast zur Verzweiflung. Nun ist kein Erfolg mehr möglich, jeder einzelne zweifelt an seinem Wert; der Mut sinkt. Unser Dörflein gleicht einer blutigen Wahlstatt und vom Schlachtfeld her werden immer neue Verwundete in roten Hosen, aber auch solche mit weissem Lederzeug hereingebracht, in Tennen und auf der offenen Strasse niedergelegt. Freund und Feind liegen nebeneinander und alle werden von allen mit gleicher Liebe und Fürsorge gepflegt. —

Zweiundvierzig Sommer sind nun schon ins Land gezogen und doch hat sich das Land schon recht erholt

von der grausen Niederlage. Unter der deutschen, strammen Verwaltung wurden rasch alle Schäden geheilt und das Volk so bald deutschfreundlich gestimmt. Wo ist heute der Elsässer, der sich noch nach der alten Herrschaft sehnt, ausser einigen anarchistischen Kämpfern, die behaupten, wir müssen den Krieg haben, die deutsche Nation wird sich nie mit Frankreich verständigen können!

Heute verlebt noch mancher alte, verwundete Soldat im Elsass Tage herrlicher Erinnerung, wenn er mit Schauern Einzelheiten aus seinem Kriegshandwerk erzählt; mancher führt ohne Arm oder Bein die Fremden über das Schlachtfeld und weiss von jedem Ort, von jedem Baum und Strauch eine Begebenheit zu erzählen.

Unsere Bewunderung euch Elsässern, die ihr trotz Untergang auferstanden seid und helft an des deutschen Landes Wohlfahrt und Gedeihen!

September 1912.

Paul Walter v/o Hirsch.

☺ ☺ ☺

Allerlei aus den Ferien und von der Ferien- zusammenkunft.

Der Regen prasselt an meinen Fensterladen, der Westwind rauscht in den hohen Linden seine mächtigen Weisen und wirbelt jauchzend und pfeifend die gelben und braunen Blätter empor, die er während seiner mehrwöchigen, unwillkommenen Gewaltherrschaft heruntergerauft und zerzaust hatte. In kurzen wilden Stößen bläst er meine losen Briefbogen und Karten in tollem Tanze im Zimmer herum, bis ich ungeduldig, mit einigen mürrischen Worten auf der Zunge, die Fensterladen zuschlage. Mit Aechzen hebe ich die Blätter vom Boden auf, denn wie soll man bei diesem Wetter nicht Ischias und Rheumatismus kriegen? Bald liegt das Papier wieder an seinem gewohnten Platze, und zum Zeitvertreib suche ich diese Karten und Briefe noch einmal zu enträtseln, denn trotz aller — Geduld konnte ich aus diesen Schnörkeln und Häklein nur einige Silben entziffern, aus denen ich mir den Inhalt nolens volens zusammenreimen konnte: „Je gelehrter und ge-

scheiter der Mensch wird oder scheinen will, desto unleserlicher wird seine Schrift.“ Ich glaube, dass diese Worte einmal zum Axiom erhoben werden können. Ich entziffere und komme schliesslich zum Schluss, dass es mit wenigen Ausnahmen heisst: „Es regnet ununterbrochen, hast Du auch solches Wetter?“ Ja, es regnet! Auf meinem Tischchen liegt der Witterungsbericht, aus beinahe allen Gegenden unseres Ländchens, wo Wengianer etwa hingeraten können. Der eine klagt, dass er vollständig durchnässt die Alpen durchlaufe, und der andere seufzt, dass er in dem Gast- oder — Masthaus, wo er seine Ferien zu verbringen gedenke, stets nur in der Stube sitze, um bei Schachspiel oder Damenbrett den Tag zu „verlangweilen“. Ueberall steht der Refrain: „Es regnet!“ Doch durch alle diese Hiobsbotschaften leuchtet wie eine kleine Sonne der Gedanke an die Ferienzusammenkunft. Man kann auch im Unglück glücklich sein, wenn man nur den Kopf im Himmel hat. Auch dieses Jahr wird Olten für uns der Himmel sein, das zwar gegenwärtig, für die Sozialdemokraten, die Hölle ist.

— — — — —
 Einen Kantus vor mich hinträllernd, froh, einen Trost in dieser Stimmung gefunden zu haben, schlage ich die Fensterladen zurück und siehe, ein Sonnenstrahl, der sich zögernd durch das dunkle Gewölk ringt, sucht meine trübe Sonne noch gänzlich aufzuheitern.

* * *

Der Tag der langersehnten Ferienzusammenkunft war da. Angetan mit Mütze und Band, wanderte ich dem Chic zu. Einige Vorübergehende können sich diesen Farbenschmuck in der Ferienzeit gar nicht erklären, und einer meint: „Der geht wohl an ein Begräbnis.“ Heida! nach Olten geht's, wo wir die seit Wochen begrabene Fröhlichkeit, trotz Regen und Wind, wieder — ausgraben wollen. Im Chic hatten sich die Völker in Menge eingefunden. Bald ging's an ein Erzählen, als ob man sich seit Jahren nicht mehr gesehen hätte. Jeder hatte einige Anekdotlein im Vorrat, die er dann, sich als Hauptheld herausputzend, zum besten gab. Der Zug wartet leider nicht, bis wir alles schon vorzeitig ausgekramt haben,

und so geht's in corpore dem Bahnhof zu. Der Stoff ging bis nach Olten (nota bene Himmel) nicht aus, wo wir auch im Handumdrehen ankamen. Dort erhielten wir noch Zuzug aus dem Schwarzbubenland und Aargau. Die Truppe ist besammelt, die Schlacht kann losgehen. Einige suchen pro forma ein Nachtquartier, andere finden bei den Penaten dortwohnender Aktiver gastfreundliche Aufnahme. Hei! wie klang der Kantus so frisch in den Gassen und Gässchen Oltens, in denen sich bald eine neugierige Menge zu beiden Seiten der Strasse angesammelt hatte, um die stattliche grüne Schar vorüberdefilieren zu sehen. Schaut nur zu, und auch ihr Sozialdemokraten, hier seht ihr mit ehrenvollen Narben die Veteranen der Rüttenerschlacht, die euch den sogenannten „Terror“ mit dem Stocke beigebracht haben. Wer weiss, vielleicht haben wir mit unserem herrlichen Vaterlandsliede auch einen Herrn in seiner Schmollecke gestört, aus der die giftgeschwollenen Verdächtigungen und Schimpfereien eines roten Blattes herkommen, das dann die „Ehre“ hat, mit klingender Münze seine Frechheiten vor dem Richter zu begleichen. Singt nur weiter; er ist schon mit andern Tonarten gestört worden.

Im „Schweizerhof“ beginnt das frohe Treiben. Wir Füchse fühlten noch den Schneid vom letzten Commers in uns und gaben uns alle Mühe, ihm wenigstens an studentischem Benehmen gleichzukommen. Doch „ut desint vires, tamen est laudanda voluntas“ möchte ich hinzufügen, wenn einige dort anwesende alte Herren nach der Ferienzusammenkunft auf den Sommercommers schliessen wollen, denn durch die mehrwöchige Unterbrechung war man doch einigermassen aus dem alten Fahrwasser gekommen. Die Produktionen, die spärlich stiegen, erzählten uns in Knittelversen die Ferienabenteuer einiger Aktiver. Alldieweil der eine vom sonnigen Süden mit seinen oft sehr blutig ausartenden Insektenschlachten berichtete, wusste ein anderer von den schwarzäugigen Dulcineen zu singen. Zwei kühne Bergsteiger sollen sogar, *horribile dictu*, in den dunklen Wäldern und Tälern Graubündens mit einer neuen Abart von Bären Bekanntschaft gemacht haben. Den Gipfelpunkt der Aufschneiderei erreichte noch einer, indem er über den (zwar nur ge-

dachten) Aufenthalt des „Helmi“ in unserer Musenstadt seine tiefsinnigen Glossen machte. So soll der Monarch in echt preussischen Flüchen bei ihm über die Schönbühnbahn gewettert haben, weil er bei seinem nächsten allfälligen Besuche der Musenstadt, von Bern herkommend, die Radachsen seines unentbehrlichen Hofzuges bedeutend kleiner machen lassen müsse und er aus diesem Grunde weniger Brillantnadeln und Medaillen verschenken könne; den Urhebern des Städtebauungsplanes überreichte er dagegen den Orden pour le mérite 7. Klasse, was sie mit süßsauren Mienen in Empfang genommen haben, denn laut Art. 12 der Bundesverfassung ist es verboten, diese Dekorationen zu tragen, mit denen sie den Neid ihrer Gegner hätten erwecken können. (Setzer: Auch recht.)

Es war zwar ziemlich beschämend für die Füchse, dass neben diesen spärlichen, zwar guten Produktionen nicht mehr vorhanden waren. Im allgemeinen dünkt mich das Produktionswesen der Wengia etwas regenerationsbedürftig. Was werden wohl die alten Herren davon gedacht haben?

Anschliessend möchte ich noch bemerken, dass ein grosser Nutzen der Ferienzusammenkunft noch darin liegt, dass man alljährlich mit den alten Herren eines von unserer Hauptstapt entfernten Kantonsteiles in nähere Berührung kommt. Olten hat so gute Zugverbindungen nach allen Richtungen, dass es vielen möglich wäre, einige Stunden im Kreise der Wengia zu verbringen.

Den Clou des Abends bildete eine Gesangsproduktion unseres alten Herrn Mars, der wirklich die kräftige, wohl-tönende Stimme eines Kriegsgottes hat.

Bald verhalte auch der letzte Kantus: „Und wenn sich der Schwarm verlaufen hat.“ Da und dort sah man in der kalten regnerischen Nacht Gestalten vorüberhuschen, die schlafbedürftig ihre Herberge aufsuchten.

*

*

*

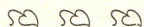
Im Frühschoppen wurde beschlossen, einen Katerbummel nach Aarburg zu unternehmen. Er wird wohl gut tun, denn der gesunde Ferienduft auf den Wangen war bei vielen einer gelblichgrünen Farbe gewichen. So pilgerte denn nachmittags der grüne Haufe nach dem

altgetürmten, befestigten Städtchen. Um die Katerlaunen etwas aufzuheitern, wurden dort Volksbelustigungen veranstaltet, und im Nu waren wir von der gesamten Schulkjugend, die Kadettlein nicht ausgenommen, umringt. Als Sultan auf einem Baum, mit einem senfbestrichenen Würstchen, nach den sperangelweit geöffneten Mäulern fischte, war der Katerbann gebrochen und machte einem donnernden Lachen Platz. Andere warfen Süßigkeiten unter das Gewimmel, das sich darum auf dem Boden balgte und herum kollerte, bis bei einigen, den Müttern unwillkommene Risse, in den Sonntagskleidern klafften.

Die Zeit der Trennung kam nur allzu rasch. Der grösste Teil kehrte nach Hause zurück, um dort noch den Rest der Ferien zu verbringen. Einige trinkfeste Gesellen blieben noch in Olten. Ich bin zu wenig darüber unterrichtet, was dort am Montag geschah, um neugierige Leser aufzuklären. So wissensbegierig ich auch sonst sein mag, diesmal leitet mich der Grundsatz: Was ich nicht weiss, macht mir nicht heiss.

Während ich diese Zeilen schreibe, guckt der gute Mond verstohlen in mein Studierzimmer; er lächelt und es ist mir, als ob er sagen wollte: „Ich weiss es, junger Schwärmer, was du hier niederschreibst. Du denkst an die Zeit, wo du mir abends, auf einsamen Fluren einherstreifend, deine Gedanken zugeflüstert hast und glücklich warst, übergücklich es waren Ferientage. Jetzt sitztest du hier und arbeitest und schaust mich wieder an, wehmütig diesmal, denn die Pforten der Schule haben sich gähnend geöffnet und haben deinen Idealismus verschlungen. Halte dich wacker; in einem Jahrlein da kommen sie wieder, die Tage der Wonne und Freuden.“ „Vielleicht auch die Tage des — Regens,“ murre ich in meinen noch ziemlich schwach spriessenden Bart hinein, und hurtig flieht der Mond hinter ein hohes Giebeldach.

Fritz Egger v/o Stengel.



Vereins-Chronik.

Sitzung vom 21. Sept. 1912. Anwesend: A. H. A. H. Aug. Rudolf, Kurt, Robert Stampfli, Alf. Fischer, I. A. Burki. Abwesend: Eichenberger, Römer, Ott (entschuldigt).

Zur Eröffnung des neuen Semesters wird der Kantus: „In allen guten Stunden“ gesungen. Das Präsidium hält eine Ansprache an die versammelten Aktiven. Er gedenkt des verflorenen S.-S. und hofft, das W.-S. gut zu Ende führen zu können. — Die Wahlen für das W.-S. werden fortgesetzt.

I. Subredaktor: Sauser, Max v/o Asmus.

II „ „ Egger, Fritz v/o Stengel.

Kassarevisoren: Schmid, Sesseli, Jecker.

Protokollrevisoren: Probst, Rietmann, Müller.

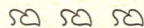
Archivrevisoren: Eichenberger, Bargetzi, Berger.

Redaktoren des *Freimütigen*: Ramser, Bargetzi, von Arx.

Das *Curriculum vitae* wird Paul Walter führen.

Leiter des *Spe-F.-C.* ist Probst.

Es wird beschlossen, am 6. Oktober einen Vereinsbummel ins Emmental auszuführen. Schmid soll bis Neujahr den F.-M. vertreten. In der nächsten Sitzung hält Kurt Otto seinen Vortrag. Korreferent ist Schüep Max. Es wird der Beschluss gefasst, von nun an die Kassaführung des Anschaffungsfonds zu ändern und zwar unterscheidet man nun eine Kassa- und eine Bankrechnung. Es wird beschlossen, dass der X von Amtes wegen Protokollrevisor ist. Arthur Häfeli II. Hand. wird Spiefuchs.



Von unsern a. H. a. H.

A. H. *Karl Reber* v/o Blitz hat sich an der medizinischen Fakultät der Universität den Doktorhut geholt. Herzliche Glückwünsche!

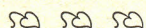
Ebenderselbe wurde vom bernischen Regierungsrat als 1. Assistenzarzt am Frauenspital Bern bestätigt.

A. H. *Fritz Mollet* v/o Schnurpf bestand mit Erfolg in Bern das Staatsexamen als Tierarzt. Dem jüngsten Wengianer-Tierarzt unsere Glückwünsche!

I. A. *Jean Olivier* v/o Doge wurde als Lehrer an die neugebildete Italienschule Trimbach gewählt. Möge er mit gutem Erfolg dieser Gesamtschule vorstehen!

A. H. *Ernst Forster* v/o Perkeo erwarb sich an der Universität Zürich den Dokortitel. Dem tüchtigen Mediziner ein Hoch!

Ebenderselbe vermählte sich jüngst mit Fräulein Lilly Beyer aus Zürich. Dem jungen Ehepaar ein Prosit!



Angenehme Mitteilungen.

A. H. *Erwin Hammer* v/o Mani wurde als Lehrer an die obere Primarschule Solothurn gewählt. Wir wünschen ihm Glück auf seine Laufbahn in der Musenstadt.

Er hat uns mit einer gut aufgenommenen Gabe von 50 Liter bedacht. Unseren besten Dank dafür!

* * *

Am letzten Ferienkommers in Olten haben uns A. H. Bezirkslehrer *Allemann* und Dr. *W. Schlappner* je mit 5 Fr. beschenkt. Den lieben Gebern, die wohl ob dem flotten Betrieb erfreut waren, zollen wir unsern besten Dank!

* * *

Herr *A. Probst*, Vater unseres Präsidiums, hat uns zur Freude aller mit 50 Liter Bier bedacht. Unseren besten Dank!



Corrigenda.

In der letzten Nummer des „Wengianer“ (pag. 77) entwischte Sultan ein Fehler. Es ist zu berichtigen, dass die B.-C.-Protokolle vom S.-S. 1912 alle abgefasst wurden. **Hirsch** (X X X).



Adressänderungen.

Dr. F. Zbinden, Via Nassa 19, Lugano.
 Kaspar Wolf, Universitätsstrasse 9, Zürich IV.
 Dr. Arthur Stampfli, Steinwiesstrasse 4 I, Zürich V.
 Hugo Meyer, cand. jur., Lindenhof, Solothurn.

Gesucht

wird die Adresse von Fernand Schwab, stud. jur.

XV. ordentliche Jahresversammlung der Alt=Wengia

Samstag den 12. Oktober 1912, nachm. 2 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Hotel z. Krone (unten rechts)
in Solothurn.

TRAKTANDEN:

1. Protokoll der XIV. ordentlichen Jahresversammlung vom 14. Oktober 1911.
2. Aufnahmen.
3. Berichterstattung:
 - a) des Präsidiums,
 - b) des Quästors,
 - c) der Kassa- und Archivrevisoren.
4. Wahlen.
5. Referat.
6. Varia.

Namens des Komitees der Alt=Wengia:

Der Äktuar:
Ernst Fröhlicher.

Als Manuskript gedruckt.

Druck der Zepfel'schen Buchdruckerei, in Solothurn.